

Geschichte der Germanistik

Mitteilungen

Herausgegeben von
CHRISTOPH KÖNIG
und
MARCEL LEPPER

in Verbindung mit
Michel Espagne,
Ulrike Haß,
Ralf Klausnitzer,
Ulrich Wyss

2010
Doppelheft 37/38

Wallstein Verlag

Christoph König

»Humboldts Grammatologie«¹ – zum kognitiven Konflikt einer Philologie in philosophischer Absicht

Die Empirie vermag, eine Sprachphilosophie zu kontrollieren – entzogen bleiben ihr indes Erwartungen, die der Philosoph in die Entwicklung von Sprachen setzt. In der künftigen Empirie kann noch seine Norm, das Urteil, die Bewertung einzelner Sprachen regieren, kann die linguistische Überhebung gegenüber anderen wiederkehren, die Edward W. Said 1978 als Kern des ›Orientalismus‹ ausmachte und die Wilhelm von Humboldt zu Beginn des 19. Jahrhunderts – in ausgedehnten Sprachenstudien – schon zurückwies. Humboldt achtete die Individualität anderer Sprachen aufgrund ihrer Literatur; er war als Linguist Philologe.² Doch weder die Linguistik noch die Literatur vermochte ihm die *utopische* Zuversicht in die flektierenden Sprachen zu nehmen, der seine eigene angehört.

Eugène Jacquet, der Spezialist des austronesischen Sprachraums, schrieb seinem Gesprächspartner Humboldt im Jahr 1832 emphatisch: »La philologie, cette admirable science qui commence à chaque mot d'une langue et finit dans l'intuition de l'esprit [...]«.³ Und tatsächlich suchte Humboldt in der Literatur den ›Charakter‹ (l'esprit) einer Sprache zu ergründen. Auf die Individualität der Werke selbst in der Sprache achtete er kaum, seitdem er in den Gesprächen mit Schiller und Goethe und aus der Lektüre der Werke deren philosophisch-programmatische Doktrin entwickelte.⁴ Allein, nur wenn der Philologe, wie es zu seinem Metier gehört, die Literatur der Sprache *entgegensetzt*, blickt er auf eine radikale Individualität, die ihm die Sprachphilosophie, das genuine Vorurteil seiner Disziplin, vorschnell verdeckt hat. Die Literatur ist in dieser Hinsicht das Statische. Soweit kam Humboldt in seinem Sprachdenken nicht. Zwar zeigt er in seiner Praxis (als Briefschreiber, der direkt Lektüreeindrücke wiedergibt, oder als Übersetzer) nicht-diskursive, partikulare Einsichten in die Texte, doch realisiert er diese theoretisch nicht. Der kognitive Konflikt, dem eine Philologie in philosophischer Absicht unterliegt, prägte daher auch seine Theorie von der Schrift.

- 1 Charakterisierung von Markus Messling in seiner klugen und quellenreichen Studie ›Pariser Orientlektüren. Zu Wilhelm von Humboldts Theorie der Schrift. Nebst der Erstedition des Briefwechsels zwischen Wilhelm von Humboldt und Jean-François Champollion le Jeune (1824-1827)‹, Paderborn u.a.: Schöningh 2007, die den Ausgangspunkt meiner Skizze bildet.
- 2 Vgl. Jürgen Trabant, Linguistik und Philologie. Sprache bei Humboldt, Grimm und Bopp, in: Das Potential europäischer Philologien. Geschichte – Leistung – Funktion, hg. von Christoph König, Göttingen: Wallstein 2009 (Philologien 1), S. 140-161.
- 3 Wilhelm von Humboldt, Avertissement, in: ders., Extrait d'une lettre de M. le baron G. de Humboldt à M. E. Jacquet sur les alphabets de la Polynésie asiatique, in: Nouveau journal asiatique 9, 1832, S. 484-511, S. 481-484, hier S. 481.
- 4 Vgl. Christoph König, Wilhelm von Humboldt 1798. Zu Goethe und zur Problematik einer dichterischen Aktualität, in: Grenzen der Germanistik. Rephilologisierung oder Erweiterung, hg. von Walter Erhart, Stuttgart, Weimar: Metzler 2004 (Germanistische Symposien. Berichtsbände 23), S. 128-157.

Humboldt griff für seine Schriftlehre die Denkoptionen der Zeit auf. Insofern sind seine Konflikte historisch prägnant. Und weil Humboldt seine Schrifttheorie in der Auseinandersetzung mit anderen, namentlich mit Jean-François Champollion entfaltete, der die ägyptischen Hieroglyphen 1822 entziffert hat, legt die Genese der Theorie deren Konflikte offen. Diese Genese wird in drei Akademiereden, in denen Humboldt 1824 und 1825 sich allmählich Klarheit über Champollions Entdeckung verschaffte, sowie im Briefwechsel der beiden Gelehrten greifbar. In den Jahren danach gewannen auch der Sanskritforscher Jean-Louis Burnouf, der seinerzeit führende Sinologe Jean-Pierre Abel-Rémusat sowie eben Eugène Jacquet die Aufmerksamkeit Humboldts. Im Sinn des gelehrten Diskurses, der sich entspannt und der letztlich zur Begründung der deutschen Orientalistik durch Humboldt führte, spricht Markus Messling von Humboldts ›Pariser Orientstudien‹, deren allmählicher Verfertigung er folgt. Jener Konflikt wird hier in der Sequenz von Korrekturen wissenschaftshistorisch greifbar.

Die Aufklärung ging noch von einer notwendigen historischen Abfolge der Schriftsysteme aus: Der Fortschritt verlaufe – in drei Etappen – von der Bilderschrift zur Figurschrift und münde in die Buchstabenschrift. Diese Geschichtskonstruktion hat die Schrift zum Subjekt und mißachtet die Individualität von Sprachen. Humboldt mußte von seinem Sprachdenken aus darüber hinweg kommen; ihn trieb das Paradox, daß es ohne Sprache keine Menschen gebe: also war die Sprache immer schon da, gleichzeitig unterscheiden sich die Menschen aber durch die Sprachen, die sich in der Geschichte, gemäß dem ›Geist einer Nation‹, ausbildeten. Damit verdoppelte sich die innere grammatische Logik des Menschen zu einer absoluten und einer historischen. Humboldt suchte diesen Konflikt zwischen Ursprung und Individualität zu lösen, indem er die Schrift eng auf die Sprache bezog: Sie gebe dem formalen Prinzip der Sprache einen strengen materialen Ausdruck. Insofern der Sprache selbst das Prinzip der formalen Differenz innewohnt, eine innere Form, in der die Begriffsbildung sich vorbereitet, liege beiden – der Sprache wie der Schrift – dieselbe ›Urschrift der Form‹ zugrunde. Humboldt zielte sowohl auf eine anthropologische Grammatik (Jürgen Trabant), als Telos hinter allen Sprachen: eine philosophische Einheit, als er auch die Möglichkeit eröffnete, die Schrift in jenem historischen Prozeß ihrerseits auf die Sprache, die sie ausdrückt, wirken zu lassen. Hinter der Anthropologie zeigt sich das Paradox der kritischen, transzendentalen Absicht Humboldts, sich von der Geschichte einen ›Begriff‹ zu machen. Insofern er empirisch vorgeht, kehrt das Paradox auf vielen Feldern wieder; es hat früh und prominent etwa in seinem frühen Manifest ›Über das Studium des Alterthums und des griechischen insbesondere‹⁵ einen Ausdruck gefunden: Der Begriff meint die ›Griechen‹ als Gegenstand, insofern sie universal seien – namentlich die Athener sind gemeint. Auf den zeitlichen Verlauf umgelegt, müssen sie stets schon da gewesen sein: Der Ursprung dieser (individuellen) ›Nation‹ wird zu einer kritischen Kategorie der Histo-

5 Wilhelm von Humboldt, *Gesammelte Schriften*, 17 Bde., hg. von Albert Leitzmann u.a., Berlin: Behr 1903-1936 (Nachdruck Berlin: de Gruyter 1968), Bd. 1, S. 255-281.

riographie. Dieser ›Ursprung‹ ist nicht zu verwechseln mit den Mythos-Theorien der Moderne um 1905. Alle anderen empirischen, historisch-philologischen Phänomene, sprich: Nationen unterliegen nun demselben Prinzip – das Prinzip, einmal gefunden, macht alle zu ›Griechen‹ und ursprünglich. Diese ›Griechen‹ leben nicht mehr, entgegen der Ausgangsprämisse, in Athen.

Hinsichtlich der Sprachursprünge hat man heute gelernt, auf die Mündlichkeit zu achten. Die Epen Homers sind der Beleg dafür, daß es eine Sprachentwicklung ohne Schrift gibt und dennoch – wie Philippe Rousseau nachweist⁶ – in der Mündlichkeit die nötige Präzision möglich war. Die Schrift drängte sich Humboldt auf, weil man zu seiner Zeit bestimmte Sprachen erst durch die Lesbarkeit der Zeichen wiederherstellen konnte, und über die Schrift ihre Verwandtschaft zu bestimmen war. Wie wichtig ist die Schrift tatsächlich?

Champollion brach – in seiner berühmten ›Lettre à M. Dacier⁷ – mit der europäischen Tradition einer teleologischen Schriftgeschichte. Von ihm lernte Humboldt, hartnäckig zögernd, daß die ägyptischen Schriftzeichen weder Bildzeichen noch Chiffren für altes theologisches Geheimwissen sind, sondern nach dem Rebus-Prinzip den Lautwert der Zeichen gewinnen; dabei ließen sich die Hieroglyphen vorzüglich über das Koptische, das sich aus dem Spätägyptischen entwickelt hat, dessen Schrift jedoch auf das Griechische zurückgeht, als Alphabet analysieren. Der Einsicht, daß die derart der Gegenständlichkeit verpflichtete Schrift phonetisch sei, folgte bei Humboldt die schriftgeschichtsphilosophische, daß keine Bilderschrift am Anfang gestanden habe, aus der alle anderen Schriften hervorgingen. Damit war der Weg frei, in den Hieroglyphen den Ausdruck einer avancierten Kultur zu erkennen, die individuell war in dem Maß, in dem sie sich nicht prinzipiell zu wandeln hatte.

Bis zuletzt hielt Humboldt indes an der Episteme der Aufklärung fest. Nur erkannte er nun in den Schrifttypen Möglichkeiten, für die sich die Menschen von vornherein entschieden haben. Die wertende Gleichsetzung von logischem Vermögen und expliziter Grammatik vermied er bewußt und rehabilitierte – gegen die romantische ›Indien‹-Religion seit Friedrich Schlegel – auch das Chinesische, das die grammatischen Bezüge zwischen den semantischen Gehalten im Verborgenen halte, ohne darauf zu verzichten: »In dem entschiedensten Gegensatze befinden sich unter allen bekannten Sprachen die Chinesische und das Sanskrit, da die erstere alle grammatische Form der Sprache in die Arbeit des Geistes zurückweist, das letztere sie bis in die feinsten Schattierungen dem Laute einzuverleiben strebt.«⁸ So löste Humboldt das »epistemologische Rätsel ›China‹«⁹, das die Zeitgenossen beschäftigte; er

6 Vgl. Philippe Rousseau, *L'oubli de la borne. Iliade XXIII, 262-652*, in: *La philologie au présent. Pour Jean Bollack*, hg. von Christoph König und Denis Thouard, Lille: Presses Universitaires du Septentrion 2010 (Cahiers de Philologie 27. Série ›Apparat critique‹), S. 27-56.

7 Jean-François Champollion, *Lettre à M. Dacier, secrétaire perpétuel de l'Académie royale des Inscriptions et Belles-Lettres, relative à l'alphabet des hiéroglyphes phonétiques employés par les Egyptiens pour inscrire sur leurs monuments les titres, les noms et les surnoms des souverains grecs et romains*, Paris: Firmin Didot Frères 1822 (Nachdruck Aalen 1963).

8 Humboldt (Anm. 5), Bd. VII/1, S. 271.

9 Messling (Anm. 1), S. 256.

erschloss die Individualität des Chinesischen und gab die Vorstellung der Aufklärung preis, eine Sprache könne von der nächsten in der Sprachgeschichte überboten werden.

Zuletzt indes schlich sich der Wertungswille (als sprachphilosophisches Vorurteil) wieder ein: Gemessen wurde nun, welche der Schriften, indem sie sich auf die innere grammatische Logik des Menschen zurückwenden, die freie, kreative, innovative Gedankenbildung fördere. Am Ende standen doch wieder die Buchstabenschrift und die ihr korrespondierenden flektierenden (indoeuropäischen) Sprachen: Vielleicht nicht im Heute, da die Sprachen Mängel der Schrift gedanklich ausgleichen können (wie etwa das Chinesische), so auf jeden Fall in der Zukunft, kraft eines formalen Überschusses. Die *eigene* Schrift war – theoretisch – ins Innerste der Sprache eingedrungen.

Humboldt deutete im Stil, also einer literarischen Möglichkeit, fast spontan einen Ausweg an, der über die Schrift hinausführt und das Potential des *Schriftlichen* nutzt.¹⁰ Humboldt wußte um die Fremdheit, in der die Sprache dem Einzelnen gegenübertritt. Während Derrida, der Humboldt zu lesen versäumte (daher spricht Messling von Humboldts ›Grammatologie‹), im Spiel der Signifikanten sich von solcher Entfremdung befreien mochte, deutete Humboldt die Schrift als Chance der Sprachen, im Wort, der kleinsten Sinneinheit, den Redefluß zu unterbrechen und den Sprechern das heteronom Gedachte vor Augen zu führen.¹¹ Man kann dann, wie es heute in den Kulturwissenschaften geschieht, Städte nicht mehr wie Bücher ›lesen‹. Beiden, Derrida wie Humboldt, ging es um die Freiheit des Einzelnen, beide führten im eigenen Stil den Beweis. Doch während Derrida das Subjekt in der Sprache ertränkt, hält Humboldt an der Subjektivität fest, die nichts mit dem Wort ›subjektiv‹, aber alles mit der Stellungnahme eines Subjekts zu tun hat, mit einem bemeisternden Eingriff. Versteht man nun Schrift als Reflexion der Sprache, dann wäre das Schriftliche der Subjektivität der Kunst eigen. Dem Menschen böte sich der Weg, mittels einer (schrifthaften) Sprache in der Sprache sich selbst auszudrücken. Den Wörtern (und weniger der Syntax, auf die die kritische Hermeneutik heute setzt) fiel in den Augen Humboldts dabei die Hauptrolle zu.

(Prof. Dr. Christoph König, Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft, Universität Osnabrück, Neuer Graben 40, 49074 Osnabrück; E-Mail: Christoph.Koenig@Uni-Osnabrueck.de)

10 Vgl. Donatella Di Cesare, ›Einleitung‹, in: Wilhelm von Humboldt, Über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues, hg. von ders., Paderborn u.a.: Schöningh 1998, S. 127: ›Erst die schriftlich fixierte Tradition, welche die Individualität der einzelnen Sprecher in die vom synthetischen Akt der Rede zurückbleibende Spur einschreibt, erlaubt sowohl die Bearbeitung der Sprachstruktur als auch die Ausbildung des Charakters. Und noch einmal zeigt sich die eigenständige Stellung Humboldts, der gerade in der Schrift die Grundlage erkennt, auf der sich die sprachliche Individualität konstituieren kann.‹

11 Vgl. Verf., *Penser le langage*. Schiller après Humboldt, in: *La philologie au présent*. Pour Jean Bollack, hg. von Christoph König und Denis Thouard, Lille: Presses Universitaires du Septentrion 2010 (Cahiers de Philologie 27. Série ›Apparat critique‹), S. 109-125.